

Materialien und Technik in der Denkmalpflege

Autor(en): **Wyss, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **45 (1983)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-862645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Materialien und Technik in der Denkmalpflege

Von Alfred Wyss

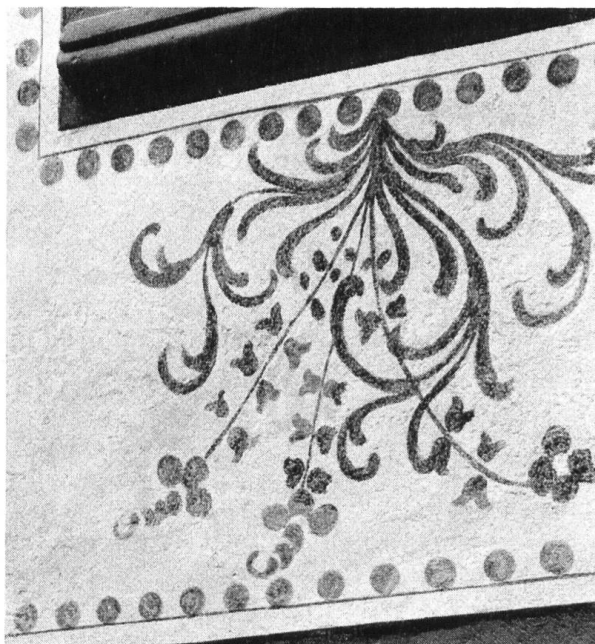
Vom Werkstoff und seiner Anwendung am Baudenkmal wollen wir in diesem Jahrbuch sprechen — von Material und Technik in der Denkmalpflege. Stein und Holz, Mörtel und Stuck, Backstein und Ziegel, Metalle und Textilien, Farben und Firnisse werden an Bauwerken und Kunstdenkmälern von Maurer, Zimmermann, Schmied, Schlosser, Maler und Stukkateur in zwar von Gewohnheit und Überlieferung geprägten, aber immer neuen, zeitgemässen Techniken und Formen bearbeitet und appliziert. Das von Künstlern und Handwerkern geschaffene Baudenkmal ist also wesentlich vom Werkstoff und seiner Verarbeitung geprägt. Material und Technik sind Träger von Form und Erscheinung. Der Werkstoff und seine Anwendung ist Teil des Denkmals, selbst geschichtliches Denkmal, und damit erhaltungswürdig. Man müsste nun also der Frage nachgehen, inwiefern der Stoff, aus dem das Denkmal gemacht ist, ersetzbar ist, und wo in einem solchen Falle dann die Grenze zwischen dem authentischen Denkmal und seiner Nachahmung liegt und inwieweit solcher Ersatz — eine Kopie etwa eines zerstörten Hauses — Denkmalbedeutung hat?

Warum Technologie?

Wir wollen uns hier aber auf den handwerklichen Bereich beschränken, denn auch dieses Gebiet ist komplex genug: kann man alten Werkstoff am Baudenkmal erhalten, kann man überlieferte Techniken weiter anwenden, sind neue Werkstoffe und Techniken nicht geeigneter als traditionelles Material, gibt es Leute, die alte Techniken beherrschen, und kann man die so aufwendige Arbeit bezahlen; und wer weiss darüber Bescheid? Es gehört heute zu den Aufgaben der Denkmalpflege, solches Wissen zu vermitteln, das Wissen um die Möglichkeiten und Grenzen alter und neuer Technologie.



Imbergässlein 31. Haus zum grossen Christoffel mit Dekorationen Ende 15. Jh.



Imbergässlein 31. Verputz mit dem Brettchen abgerieben und mit dem Pinsel in den druckfest abgebundenen Mörtel gekalkt.

Alles ist vergänglich — dies gilt auch für die Werkstoffe, aus denen Denkmäler gemacht sind. Altersschwächen — etwa das Austrocknen der Bindemittel in der Ölfarbe, Schädlingsbefall, z. B. an Holz, Verwitterung an Mörtel und Stein und die Verschmutzung gehören zur natürlichen Alterung. Statische Veränderungen — etwa durch Umbau, Verunreinigung der Luft mit aggressiven Gasen, die sich im Regen zu Säuren umbilden und beispielsweise den Sandstein zerstören, und vor allem die Eingriffe durch Renovationen und Restaurierungen — etwa Verputzerneuerungen, Auffrischen von Anstrichen, beeinträchtigen die alten Werkstoffe. Eingriffe ins materielle Gefüge sind also unvermeidlich, wenn man ein Denkmal konservieren will.

Grenzen der Technik

Restauratoren und Denkmalpfleger wären verloren, wenn sie allein nur auf traditionelles Handwerk abstellen wollten. Verwurmtes



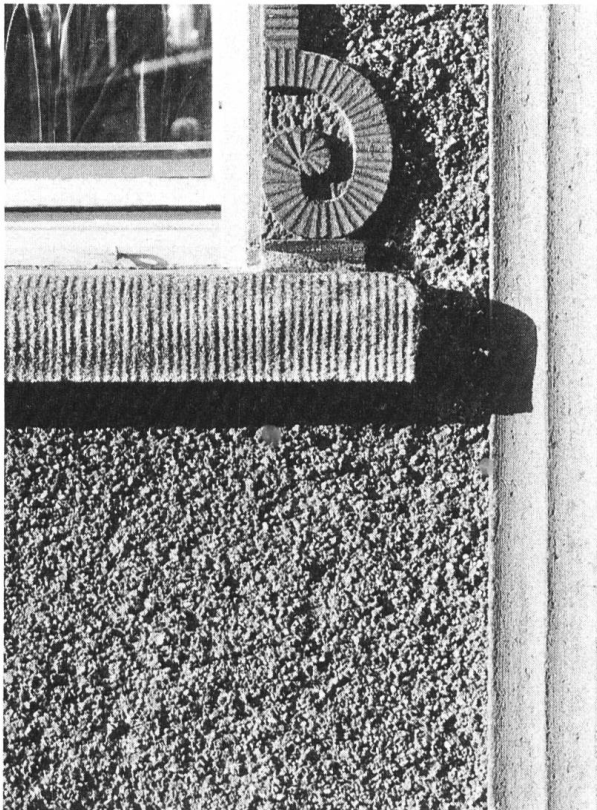
Martinsgasse 13. Rasapietra (mauersichtiger Mörtel) mit Fugenstrich. Die Fugen zwischen den Steinen sind mit der Kelle nachgezogen. 12./13. Jh. — Vgl. dazu Abb. S. 79, bemalte Balkendecke um 1300.

und morsches Holz an Möbeln, Statuen und Täfern kann man nur mit modernen Insektiziden und Härtungsmitteln retten; sandender Sandstein wird mit gezielt applizierten Festigungsmitteln saniert, statisch labile Gefüge oftmals mit Stahl und Beton gesichert, und im Konservierungsbereich sind Kunstharze wichtige Hilfsmittel. Der Untersuchung alter Kunstwerke dienen moderne Methoden vom Mikroskop über die Röntgenaufnahmen zu chemischen und physikalischen Analysen mit Labortests und Versuchreihen — wie in Basel bei der Rathausrestaurierung. Es sind die alten und neuen Materialien zu untersuchen und zu testen, damit eine verantwortbare Konservierung des Denkmals überhaupt erst möglich wird. Naturwissenschaft, Technik, Handwerk und die denkmalpflegerischen Kriterien weisen bei der Anwendung neuerer Technologie den Weg und setzen das Mass.

Neue Materialien

Nun haben wir allerdings bis dahin nur jene neue Technologie angesprochen, die vor allem das Spezialgebiet der Restauratoren betrifft. Neue Materialien beherrschen aber den ganzen Baumarkt, vom Baustein über den Mörtel bis zur Farbe, Dinge, deren Herstellung Fabrikgeheimnis bleibt und die vom Handwerker nach Rezepten appliziert werden. Wegleitend sind die auf die Verpackung aufgedruckten Anweisungen und die Fabrikgarantie. Selbst die für Handwerk und Kunst einst so wichtige, über lange Zeit gewonnene Erfahrung im Umgang mit dem Werkstoff ist auf das Vertrauen zu einer Herstellerfirma reduziert, die ihre Ware laufend nach gewiss nicht am Baudenkmal abgeleiteten Kriterien verbessert — Veränderungen, von denen der Handwerker oft nichts erfährt. Das Wissen um die Eigenart des Werkstoffs und des Anwendungsbereichs ist damit verloren gegangen.

Rüttimeyerstrasse 16. Villa von Architekt Heinrich Flügel, 1916, mit Kellenwurfverputz.



Rüttimeyerstrasse 16. Kellenwurfverputz, an die Mauer geworfener Mörtel mit grobem Kiesmaterial.

Beispiele

Von den alten Werkstoffen und dem Problem ihres Ersatzes durch neue Mittel wollen wir jetzt kurz sprechen. An alten Bauwerken ist zum Beispiel der Mörtel nicht nur ein Wetterschutz, sondern auch bestimmend für das Aussehen. Er ist Träger von Dekorationsmalereien; er kann in romanischer Zeit als mit Fugenstrich ausgezeichnete *rasa pietra*-Verputz erscheinen, kann als mit der Kelle geglättete, der Steinbewegung nachgeführte Haut gestaltet sein, als abgeriebene gekalkte und leicht körnige bewegte Fläche erscheinen — wie in Basel seit dem 16. Jahrhundert, als Besenwurf oder Kellenwurf, wie im 19. Jahrhundert, auftreten. Dies sind einerseits Stilmerkmale und andererseits von Material und Applikation bestimmte Formen. Die Dicke der Schicht, Korngrösse des Sandes, gebrochenes oder der Grube entnommenes Material, Zementzusätze und das Mischverhältnis beeinflussen die Technik des Antragens und das Aussehen der Oberfläche

des Verputzes. Wesentlich ist allerdings auch die Kenntnis darüber, wie der Mauergrund und die klimatischen Verhältnisse beschaffen sein müssen, damit man fachgerecht arbeiten kann. Andererseits muss man neben diesen die Formen bestimmenden Elementen die Dampfdurchlässigkeit, Wasseraufnahme und thermische Eigenschaften prüfen, wenn man sich auf Kunststoffputze einlassen will, mit welchen man wegen ihrer zähen Konsistenz und Homogenität kaum die historischen Strukturen nachbilden kann. Sie können, wenn man diese Hinweise weiterbedenkt, im denkmalpflegerischen Bereich doch nur dort in Frage kommen, wo mit Kalkmörtel nicht mehr zu helfen ist, etwa beim Flicken und Schlämmen von Öl- oder dispersionsgetränkten alten Putzen, die man erhalten will. Bei neuen Putzen, wie wir sie leider in Basel wegen der vielen eingreifenden Renovationen der vergangenen 75 Jahre öfters anwenden müssen, ist in einer Umwelt, die in vielen Dingen nicht mehr alten Zeiten entspricht, auch an die Alterung zu denken. Allerdings wird man in städtischer Umgebung die Immissionen der alten Kohlenheizungen des 19. Jahrhunderts auch nicht unterschätzen dürfen, doch ist die von Sulfaten und Nitraten angereicherte Luft, in die sich noch Strassenstaub und Metallpartikel der Traumschienen fügen, wohl aggressiver denn je. Soll man — wenn man zunächst die ästhetischen Bedenken vergisst — in bewitterungsausgleichenden, mit durchlässigen Anstrichen versehenen Kalkmörtel, in welchen mit dem Regenwasser auch die Aerosole der Luft — so nennt man Schmutzteilchen — eingeschwemmt werden und Schaden anrichten können, vorziehen? Oder soll man dem Kunststoff, mit seinen den für die Behaglichkeit so wichtigen Dampfdurchgang verlangsamenden Eigenschaften, mit der das Eindringen der aggressiven Säuren verhandelnden Regenhaut, mit den die Verschmutzung fördernden thermoplastischen und elektro-

statischen Eigenschaften vertrauen? Wir haben uns längst für den Kalkmörtel entschieden, der im ganzen genommen das Bauwerk genügend schützt, im Alter schöner ist und zudem — was uns ja wohl doch vordringlich erscheint — das historische Aussehen getreuer nachbilden lässt. In Basel ist die Problematik ohnehin noch angereichert durch die Tatsache, dass man hier sehr früh mit Ölfarben das Steinwerk, sicher seit dem 19. Jahrhundert auch den Putz zu überstreichen pflegte.

Was wir hier am Verputzmörtel recht ausführlich beschrieben haben, gilt auch für das Reparieren des Steines mit Vierungen und Aufmörtelungen und für die Farben. Bei diesen hat allerdings, mindestens im Bereich der alten Ölfarben, ein im Aufbau entsprechendes Kunstharz längst Einzug gehalten. Die Probleme liegen hier bei den synthetisch hergestellten und zu fein zerriebenen Pigmenten, welche die Farbgebung erschweren, aber auch bei den Bindemitteln und der Vorbereitung des Grundes. Wir haben aus historischen Überlegungen an geeigneten Stellen auch in der Stadt den Kalkanstrich wiederum gewagt, wie er im ländlichen Bereich noch die Norm sein sollte. Er bewährt sich vor allem, wenn er al fresco angetragen wird und sich damit — enger noch als die immer noch bewährte Mineralfarbe (Achtung! auch diese Bezeichnung ist heute leider nicht mehr zuverlässig) in einer dichten Sinterhaut mit dem Mörtel verbindet. Doch genug des technischen Jargons. Das Wesen und die Grenzen neuer Materialien mögen damit so umschrieben sein, dass erkennbar wird, warum der Denkmalpfleger sich mit diesen Dingen befasst. Allerdings ist der Denkmalpfleger gewöhnlich auch nur Architekt oder Kunsthistoriker, und es wäre wohl anmassend, wenn er sich als Alleswisser im technischen Bereich aufführte. Aber er hat die Pflicht, aus der Kenntnis der Problematik heraus, mit Archi-



Aeschenvorstadt 50 (abgebrochen). Barocker Dachstuhl.

tekten und Handwerkern Klarheit über die angewendeten Mittel und Methoden zu schaffen und nötigenfalls auf den Beizug von Fachleuten zu verweisen, welche im Umgang mit Baudenkmälern erfahren sind.

Technisches

Wir haben bis dahin von den fabrikmässig hergestellten neuen Materialien gesprochen. Wir haben uns auch mit der Technik zu befassen, die allerdings vom Material nicht zu trennen ist. Nehmen wir das tragende Holzwerk als Beispiel: Bodenbalken und Dachstühle, die den Zimmermann und den Ingenieur beschäftigen. Sie gehören auch im bescheidenen Wohnhaus zur Denkmalsubstanz, d.h. zur Eigenart des Bauwerks, die sich nicht nur in der Tatsache ihrer Existenz,

sondern auch im Erlebnisbereich anzeigen: durch das Durchbiegen und Schwingen der Holzböden, das Knarren des Gebälkes, und die Schallübertragung, im Dachstuhl durch die Schönheit der Zimmermannskunst. Betonplatten als Böden und die Dachausbauten bedrohen die Substanz. Letzteres durch die bauphysikalischen Folgen und wegen der Unkontrollierbarkeit des Holzwerkes in den zu seinem Schutz angeordneten Belüftungsräumen. Betonplatten aber bedeuten die Zerstörung der Balkenlagen, da sie in der Regel wegen der Raumhöhe an deren Stelle eingezogen werden. Sie machen das bauliche Gefüge starr. Dass sie etwa statisch erwünschte Verfestigungen bringen und die akustischen Probleme lösen, liegt auf der andern Waagschale. Es gibt aber im allgemeinen zimmermannsmässige Lösungen zur Sicherung von Dachstühlen und Böden mit angefaulten Bal-

kenenden, ferner grundrissliche Anordnungen von tragenden Mauern und Streben, welche als Stütze auszunützen sind — kurz es bedarf der Beweglichkeit und Improvisationsgabe von Ingenieur und Zimmermann, wenn altes Holzwerk erhalten werden soll. Wesentlich ist, dass man das alte statische Gefüge nach Möglichkeit nicht verändert und sich — dies zuhanden der Architekten und Bauherren — in den bestehenden Räumen einnistet. Man muss auch die akustischen Verhältnisse prüfen und ein gewisses Mass an Schallübertragung in Kauf nehmen, und endlich wird man auch die heute sosehr ins Bewusstsein genommenen thermischen Verhältnisse, etwa im Zusammenhang mit äussern Riegelwänden, prüfen. Es wären etwa Auftragsdicken von Dämmputzen und Isolierplatten am Äussern, die Folgen der Verlagerung des Taupunktes ins Holzwerk und die möglichen Schäden durch die erhöhte Beheizung der Räume zu bedenken. Es ist also beim historisch wertvollen Bau aus tiefem Verantwortungsgefühl für das Baudenkmal einerseits und für das Energieproblem andererseits das richtige Mass zu suchen.

Was hier mit wenigen Beispielen im Bereich der Werkstoffe und Technik angedeutet worden ist, verweist uns darauf, dass beim Restaurieren von allen Beteiligten viel Erfahrung und viel Kenntnisse verlangt werden. Man hat sich daher gegenüber Firmen, die aufgrund von Modeerscheinungen in der Bautechnik wie Pilze aus dem Boden schiessen — in letzter Zeit vor allem für Steinimprägnierung und Wärmedämmung — abzusichern, weil hier zumeist nur ein einzelner Aspekt aus einem Bauegefüge isoliert behandelt, und der Schaden statt behoben nur verlagert wird. So haben uns unkontrolliert eingesetzte chemische Steinreinigungen Spätschäden aus den beim Neutralisieren nicht zu kontrollierenden chemischen Rückständen beschert.

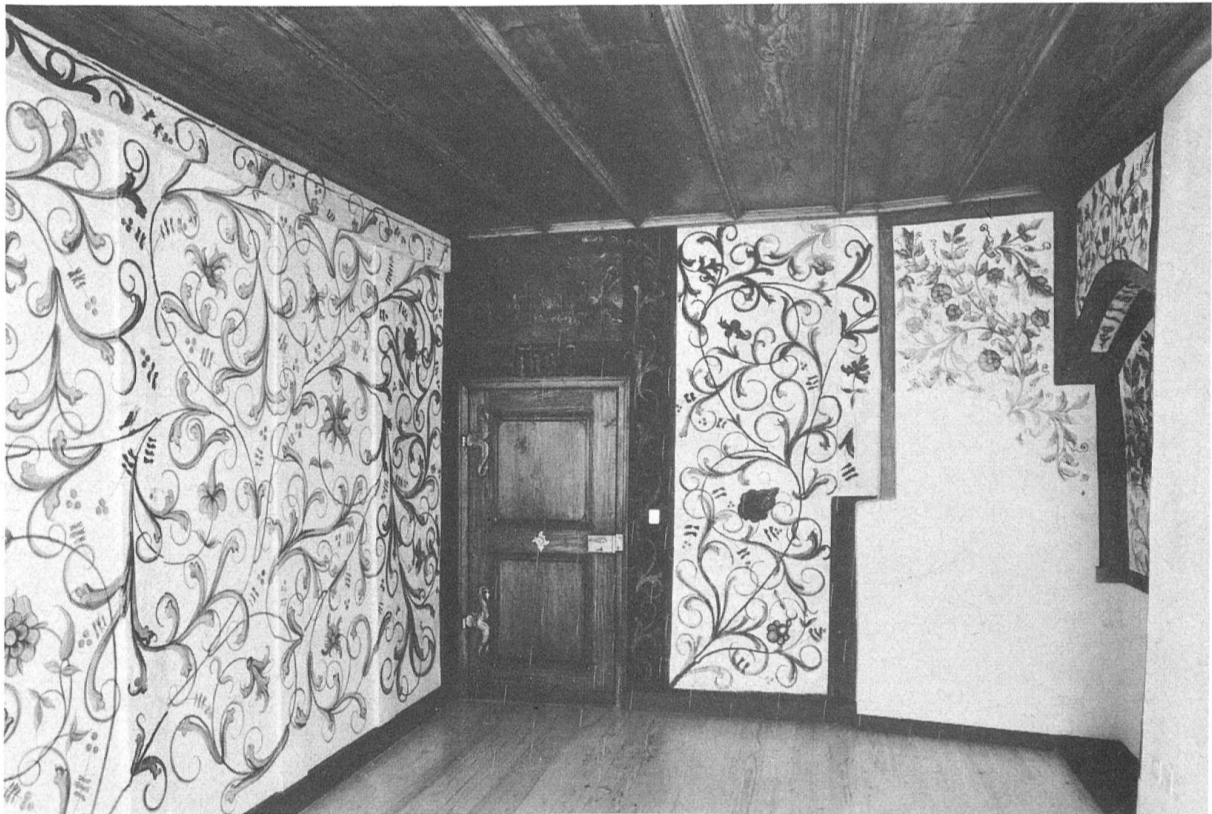
Fachleute

Damit wenden wir uns noch kurz einem Kapitel zu, das zur Dreiheit Material, Technik und Applikation gehört: zur Ausbildung der Fachleute, der Handwerker, Architekten und Ingenieure. Neue Materialien haben die Kenntnisse alter Bauweisen vergessen lassen, weil sie daraufhin ausgerichtet sind, dem Handwerker die Anwendung zu erleichtern, um Geld zu sparen. Architekten und Ingenieure haben in einer Zeit des Baubooms nur das Projektieren gelernt — woher sollen sie alle die Möglichkeiten und Grenzen der alten und neuen Technik kennen? Bereits haben die Hochschulen Einkehr gehalten und es entstehen Zentren zur Ausbildung von Handwerkern für Renovationen von historischen Bauwerken — vorläufig noch vereinzelt und elitär. Viele Handwerker befassen sich wieder mit altem Werkstoff. Bereits wird die Altbauerneuerung zum Modewort, allerdings noch vorwiegend bei unkritischer Vermarktung.

Die Denkmalpflege steht hier mitten drin. Sie bemüht sich, einen Weg zu finden, der dem Denkmal die älteren Materialien und Techniken soweit belässt und anwendet als es möglich und vertretbar ist und das Neue dorthin lenkt, wo es nützt oder gar das Denkmal rettet.

Aus dem Stadtbuch 1980 möchte ich ergänzend und um das Thema Technologien noch in ein anderes Licht zu stellen, die dort formulierte Antwort auf die Frage wiederholen: Warum befasst sich die Denkmalpflege mit solchen Dingen?

1. Die historischen Materialien und Techniken sind Bestandteil des Denkmals.
2. Das Denkmal wird ein weiteres Mal restauriert werden müssen — wir sind nicht



Martinsgasse 18. Rankenzimmer im 1. Obergeschoss. 1. Hälfte 16. Jh.

die letzten Treuhänder des kulturellen Erbes.

3. Unsere Eingriffe dürfen an der historischen Substanz keinen Schaden anrichten und sollten ohne allzu grosse Verluste von unseren Nachfolgern wieder entfernt werden können. Und
4. endlich hängen Erscheinung und Alterung der konservierten und restaurierten Objekte von den angewendeten Mitteln ab.

Diesen technischen Teil möchte ich nun damit abschliessen, dass ich daran erinnere, dass unsere Nachfolger dasselbe Recht haben, möglichst unverfälschte Denkmäler zu besitzen und sich in ihnen neu einzurichten. Dazu gehören auch die alten Materialien und die alten Techniken.

Martinsgasse 18. Rankenzimmer, Ofennische 1562, mit Eule (vgl. Text S. 77).





Martinsgasse 18. Rankenzimmer. Christophorus über der Tür, um 1500.

Zur Arbeit der Basler Denkmalpflege im Jahre 1982

Technologie weist als allgemeines Thema über dieses Jahr hinaus, über das wir doch auch noch kurz berichten wollen. Ein Jahr mit viel Kleinarbeit, aber mit einigen Höhepunkten: durch die Festlichkeiten ist der Abschluss der Arbeiten am Rathaus und an den Zwillingsbauten über dem Rhein, dem Blauen und dem Weissen Haus, bekannt. Stillter ging die Vollendung der Häusergruppe Imbergässlein/Pfeffergässlein vor sich, die in verschiedenen Weisen Sanierungen von Altstadthäusern demonstrieren und im Gassenraum ein Stück Spätmittelalter aufleben lassen: Dies gilt vor allem am Haus «zum Grossen Christoffel» mit dem für unsere Stadt fast einzigartigen Fall einer im ganzen — nämlich im Figürlichen und im Dekorativen — überlieferten Fassadenmalerei. Das Christophorusbild haben wir im

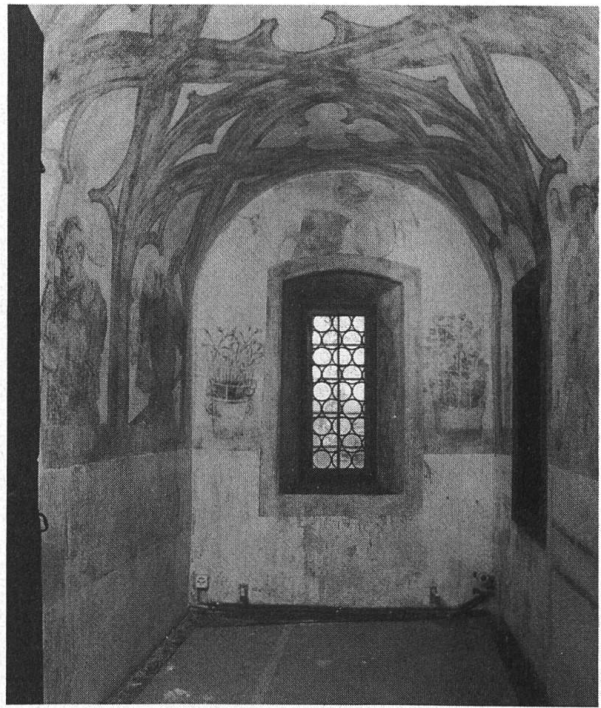
Stadtbuch 1980 (Seite 268) bzw. in den Jura-Blättern 1981 (Seite 109) abgebildet.

Wir möchten unseren Bericht diesmal mit einer Auslese von wenigen Marksteinen beschliessen, nachdem wir eingangs etwas lange bei allgemeinen denkmalpflegerischen Anliegen verweilt haben: den Restaurierungen dreier *Wandmalereifunde*, die wir im letzten Stadtbuch angezeigt hatten. Überreich waren die gemalten Schmuckformen im *Haus Martinsgasse 18*, dessen Ursprung auf Grund der baugeschichtlichen Untersuchungen und der Quellen ins 15. Jahrhundert datiert werden kann und das dann seine heutige Grösse und Anlage im 16. Jahrhundert erreicht hat. Davon ist hier das Rankenzimmer im 1. Obergeschoss zu nennen, eine Laube von Blumenranken aus dem 1. Viertel des 16. Jahrhunderts, die in einem fehlenden Wandfeld durch eine Kopie in Grisaille-Malerei ergänzt wurde. Sie ist jünger als das schöne, auf rotem Grund mit schwarzen Pin-

selzügen und Weisshöhungen mehr gezeichnete als gemalte Bild des durchs Wasser wadenden Christophorus, älter aber als die Ofennische mit den üppigen Ranken, in denen eine Eule sitzt, begleitet vom Spruch «Alle fögel hassan mich dünt aber gressere sint dan ich».

Ganz hervorragende zeichnerische Qualitäten zeigt das mit einer gotischen Scheinarchitektur ausgemalte kleine Gewölbe — Schatz- oder Waffenkammer— im *Hohenfirstenhof*; in den Nischen dieser Architektur sind Halbbilder von wilden Kriegerern mit Türkenschwert, Gewehr, oder als Trinker in alter eidgenössischer Tracht eingefügt. Über der Tür aber bedroht einer den Eintretenden mit einem Steinblock. Über dem Fenster ist das Wappen Salzmann angebracht. Das im Türsturz gemalte Datum 1509 passt zur Malerei, die in ihrem etwas durchgeriebenen Zustand noch immer die, wohl auch im ursprünglichen Zustand sichtbare, zeichnerische Qualität unter transparenten Farben zeigt. Es ist ein wesentlicher Beitrag zur Malerei der Hochrenaissance in Basel; der Meister, dem man im Darstellerischen Urs Graf-sche Ungezügelmheit, wohl aber nicht die Autorschaft zuweisen möchte, ist noch zu suchen.

Der dritte Zyklus ist die Malerei aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts im Haus *Stadthausgasse 18, zur Goldenen Rose*, das viel später Urs Graf besessen hat, in einer Stube, die eine frühe, mit grossen Rosetten bedeckte Balkendecke zeigt. Über einem mit Vorhängen behangenen Sockel begegnen sich Liebespaare in einer Gartenlaube, in deren Ästen zahlreiche Vögel (über zwanzig) singen. Knorpelige Blätter charakterisieren die Pflanzen, an den Kostümen sind vor allem die trichterförmigen Ärmel der Damen kennzeichnend. Die Farben sind zum grössten Teil verschwunden, aber selbst im fragmentarischen Zustand ist diese thematisch



Rittergasse 19. Hohenfirstenhof. Waffen- oder Schatzkammer mit Malereien von 1509.



Rittergasse 19. Hohenfirstenhof. Trinkender Krieger, um 1509.



Stadthausgasse 18. Zimmer mit bemalter Balkendecke 14. Jh., Wandmalerei des 15. Jh., Fugenmalerei in den Fenstern 16. Jh.



Stadthausgasse 18. Wandmalerei mit Liebespaaren in einer Gartenlaube (Ausschnitt), 1. Hälfte 15. Jh.



Martinsgasse 13. Saal im Keller mit bemalter Balkendecke, um 1300.

seit der Hochgotik beliebte Szene eindrucksvoll. Auch diese Malerei hat für das in Basel Bekannte Seltenheitswert, doch kennen wir aus den Zürcher Wandbildfunden (die im allgemeinen zwar etwas früher liegen) gesellschaftliche Liebesspiele — und dann auch in den Heidnischwerken, den gewobenen Wandteppichen, wie sie in Basel für das 15. Jahrhundert gut belegt sind.

Neu ist der Fund einer frühen, gemalten Balkendecke im Keller des nach aussen barock erscheinenden Hauses an der *Martinsgasse 13*. Auch er ist wiederum bedeutend für unsere Stadt. Die Decke ist mit der allerdings prunkvolleren Ausstattung des Schönen Hauses und des Zerkindenhofes verwandt. An den Balken, zwischen denen eine verputzte Fläche eingespannt war, sind Felder gemalt mit abstrakten Motiven, kreisförmig, netzförmig, geädert wie Marmor, abwechselnd rot und gräulich (ursprünglich

wohl blau) — ähnlich den aus Wandmalereien des 12. und 13. Jahrhunderts wohl bekannten Nachbildungen von Wandbekleidungen mit Marmorinkrustationen. Das Werk dürfte in die Zeit um 1300 zu datieren sein. Der Fund veranlasste die Denkmalpflege zu einer baugeschichtlichen Untersuchung. Der Saal lag in einem noch aus älteren Anlagen gewachsenen Gebäude im Umfang des heutigen Hauses. Es hat sich mit Bodenbalken bis über das hochgelegene Obergeschoss hinaus erhalten und enthält das ältere Fugenstrichmauerwerk, das wir bei den Beispielen von Verputz und dessen Gestaltung hier ebenfalls abbilden. Damit wäre auch in Erinnerung gerufen, dass die Denkmalpflege das Jahr hindurch an mehreren Orten und in Zusammenarbeit mit der Archäologischen Bodenforschung Hausuntersuchungen vorgenommen hat, von denen das eben genannte Beispiel das spektakulärste war.

Es muss in diesem Zusammenhang wiederum den privaten Eigentümern, aber auch den zuständigen Mitarbeitern des Staates gedankt werden, welche an vielen Orten die Bemühungen der Denkmalpflege förderten. Ich kann auch trotz der Knappheit dieses Berichtes meine Freude über die Restaurierung des Haupthauses des Bäumlhofes nicht unterdrücken, vor allem, wenn ich auch noch die denkwürdige Volksabstimmung zugunsten der Landschaft bedenke.

Es soll hier aber auch auf das neu Begonnene hingewiesen werden, nämlich auf die Erneuerung der Martinskirche und die Restaurierung des Vorwerkes am Spalentor. Letzteres beansprucht viel Zeit und Geduld, weil die völlig verwitterten und aufgesprengten Kopien von 1893 auch gestalterische Probleme aufgeben.

Verluste

Unter den verlorenen Denkmälern sind die Villen Mittlere Strasse 5 mit einer guten Innenausstattung von 1900 (Leonhard Friedrich), die von den Architekten Vischer und Fueter errichteten Villen an der Langen Gasse 84, 86, 88 und die Hallen des Badischen Bahnhofes zu nennen, dessen prachtvolles Aufnahmegebäude von Karl Moser, 1906—1913, nun völlig abgelöst vor dem erhöhten Bahndamm steht.

Der vorliegende Beitrag erschien bereits im «Basler Stadtbuch 1982», Christoph Merian Verlag, Basel (Besprechung in diesem Heft). Abbildungen von der Öffentlichen Basler Denkmalpflege (Foto: Christoph Teuwen, Basel; S. 79, H. R. Clerc, Basel).

Der Basler Architekt Rudolf Linder

Von Hans Eppens

Rudolf Linder entstammte einer alten Basler Familie, die schon 1470 das Bürgerrecht erwarb und schon bald zu Safran zünftig war. Als drittes Kind des Pfarrers Rudolf Linder kam er 1849 in Tenniken zur Welt. 1850 wurde der Vater nach Ziefen gewählt — aus alter Anhänglichkeit; denn — und das sei hier als Kuriosum eingeflochten — dem Einfluss seines Vaters, des Pfarrers Johann Linder, war es während der Kantonstrennungswirren 1833 zu verdanken, dass Ziefen Basel treu blieb. Er musste sich damals wegen der «Liestaler» dreimal verstecken und entkam dann in der Chaise des Missionshäuslers und späteren Möttlinger Wundertäters Johann Christoph Blumhardt unerkannt nach Basel.

Nach des Vaters frühem Tode kam Linder junior ans Basler Gymnasium, 1866 für ein Jahr ins Pensionat nach Lausanne, darauf an die Gewerbeschule Basel, das jetzige Mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium. Da er in der Schule Mühe hatte und aus der Witwenwohnung der Mutter im rückwärtigen Bauwerkhof des Th. Ecklin lieber herumsprang, ging ihm 1868 der Wunsch in Erfüllung, dass er beim Nachfolger Ecklins, im Baugeschäft des Hermann Preiswerk, drei Jahre in die Lehre gehen durfte. Nach dieser Zeit harter Arbeit ging er 1871 an die Baugewerbeschule Stuttgart; doch noch im gleichen Jahr begann die praktische Arbeit in der Basler Architekturfirma E. Vi-